

Ein Wort zum sechsten Sonntag ohne Gottesdienste in der Gemeinde

26. April 2020

Liebe Gemeinde

Halten Sie es noch aus, die Abstandsregeln einzuhalten? Ist das Händewaschen und desinfizieren schon so alltäglich, dass Sie nicht mehr darüber nachdenken und es einfach tun? Sind Sie noch überzeugt davon, dass die Massnahmen die richtigen waren? Oder beginnen Sie zu zweifeln?

Ich muss sagen, dass mir die Einschränkungen, nach denen wir uns im Moment verhalten müssen, manchmal lästig sind. Es nervt mich, dass ich nicht so frei bin, wie ich es sein möchte, dass ich sogar in meiner Arbeit eingeschränkt bin. Und wenn ich darüber nachdenke, dass es noch lange Einschränkungen geben wird – besonders für Menschen, die leider gefährdet sind, an diesem Virus schwer zu erkranken – dann beschleicht mich sogar ein Gefühl der Hoffnungslosigkeit. Ich mag nicht mehr warten, bis alles vorbei ist. Ich mag nicht mehr im Ausnahmezustand leben. Ich mag Menschen wieder nahekomen, ich mag Alltag. Ich glaube, dass ich nicht die Einzige bin, der es zuweilen so geht. Und deshalb habe ich mir überlegt, was helfen könnte, um gut in dieser Ausnahmesituation zu bestehen.

Die Stimmung kippt

In der Krise sind wir vielem ausgesetzt, das auch sonst im Leben vorkommt, das wir aber gelernt haben zu verdrängen. Wir sind mit Krankheit und Tod konfrontiert, mit der Unsicherheit, welche «Qualitäten» das Virus in sich trägt, die noch nicht bekannt sind. Alle Sicherheit, die wir mit Versicherungen, wirtschaftlichem Erfolg und Geld gewonnen haben, verfliegt mit diesem kleinen Virus. Wir sind mit allen Unsicherheiten, die das Leben mit sich bringt konfrontiert und das macht uns nicht nur Angst, sondern bringt uns auch dazu «hässig» zu werden.

Ich höre aus Beiträgen in Fernsehen und Radio, lese in Kolumnen oder Berichten in Zeitungen, dass sich sehr viele Menschen Gedanken machen dazu, ob es richtig war, wie die Behörden der Schweiz auf die Gefahr der Pandemie durch den SARS-CoV II-Virus reagiert haben. Und ich höre aus diesen Fragen viel Besorgnis im Hinblick auf die Folgen des sogenannten Lockdowns. Solche Fragen sind berechtigt und die Sorge darüber, wie die Betroffenen der starken Beschränkungen über diese Krise hinwegkommen sicher nicht verfehlt. Es gilt, diesen Betroffenen ebenso viel Hilfe zukommen zu lassen, wie den Menschen, die direkt am Virus erkranken.

Was ich aber auch zu hören vermag, ist bei einigen Beiträgen ein unterschwelliges «murren». Ein sich beschweren, sich aufplustern, ein meckern und ätzen. Ich höre, welche Massnahmen viel geeigneter, viel weniger schädlich für Wirtschaft und Gesundheit gewesen wäre.

Sicher, die Phase der «Manöverkritik» gehört zur Bewertung des Handelns der Verantwortlichen dazu. Genauso gehört das beherzte ergreifen von Massnahmen, um Schaden von der Bevölkerung abzuwenden dazu. Beides muss im geeigneten Moment einer Krise passieren. Und im Rückblick auf die Krisenbewältigung muss das Handeln der Verantwortlichen kritisch begutachtet werden. Aber eben – im Rückblick. Momentan befinden wir uns noch mitten in der Krise. Und niemand weiss, wie sie ausgehen wird.

Kritik oder Besserwisserei?

Dieses mürrische Verhalten, dieses besser wissen, was richtig wäre, steckt der Menschheit seit jeher in den Genen. Wenn uns nicht passt, was andere entscheiden, begehren wir auf. Dieses Verhalten hat sowohl positive als auch negative Seiten. Ein Volk zu führen das sich wehrt, das zeigt der Vergleich mit Diktaturen, ist schwieriger als eines, das sich vor Repressalien fürchtet und sich deshalb fügt. Es ist ein gutes Zeichen, wenn ein Volk Massnahmen die die Regierenden bestimmen kritisiert. Es zeigt, dass ein Geist der Kreativität, der Freiheit herrscht. Es ist gut, dass wir so sind, wie wir sind.

Auszug aus Ägypten

Allerdings passiert es oft, dass wir übertreiben mit dem murren. Solches lesen wir auch in vielen biblischen Geschichten. Eine, die mich immer wieder zum Nachdenken aber auch zum Lachen bringt, ist die vom Auszug der Israeliten aus Ägypten. Da leidet das Volk Israel jahrelang darunter, dass sie als Arbeitssklaven dem Ägyptischen Pharaos dienen müssen. Mose, der als Prinz am Pharaonenhof aufwächst, aber einer aus dem Volk Israel ist, wird von Gott berufen, seine Leute aus der Sklaverei hinauszuführen. Er will zuerst nicht. Er fühlt sich nicht kompetent genug. Gott besteht aber auf seinem Beschluss. Nach langen Vorbereitungen, die Gott mit Plagen an den Ägyptern kräftig unterstützt, gelingt es dem Volk dann endlich wegzukommen. Aber sie werden verfolgt: den Pharaos reut es, seine guten Arbeiter wegziehen zu sehen. Israel entkommt dem Pharaonischen Soldatenheer wundersam und trockenen Fusses durch das Meer hindurch. Aber als sie nach drei Tagen an ein Wasserloch kommen, wo das Wasser ungeniessbar ist, machen sie Mose schwere Vorwürfe. Sie befürchten, dass sie – kaum der Sklaverei entkommen – alle sterben müssen. Mose, voller Sorgen, wendet sich an Gott, der ihm ein Verfahren zeigt, wie das Wasser geniessbar wird. Die Meuterei ist vorläufig abgewendet.

Ernüchternd, dies zu lesen, oder nicht? Drei Tage ist also die Halbwertszeit eines Wunders. Ab dann herrscht wieder Kritisier-Stimmung. Die Mose-Geschichte hält uns den Spiegel vor, zeigt, welche Seiten wir Menschen auch noch haben. Neben unseren guten Eigenschaften der Solidarität, der Zugewandtheit, der Klugheit und der Nachsicht sind wir auch ungeduldig, besserwischerisch, mürrisch und unverbesserlich. Unangenehm ist das, wir nehmen diese Seiten an uns gar nicht gerne wahr. Wenn schon sind es «die Anderen» die so sind.

Was könnte uns helfen?

Wenn ich die verschiedenen Episoden der Exodus-Geschichte lese, fällt mir auf, wie unvorsichtig diese Flucht wohl war. Immer wieder passiert es, dass dem Volk grundlegendes fehlt. Mal fehlt es an Wasser, dann an Fleisch und Brot. Und immer wieder kommen diese überlebenswichtigen Dinge irgendwie zum Volk. Folgende Episode ist Exemplarisch:

3 Das Volk düstete dort nach Wasser und murrte gegen Mose. Sie sagten: Warum hast du uns überhaupt aus Ägypten hierher geführt? Um uns, unsere Söhne und unser Vieh verdursten zu lassen?

4 Mose schrie zum Herrn: Was soll ich mit diesem Volk anfangen? Es fehlt nur wenig, und sie steinigen mich.

5 Der Herr antwortete Mose: Geh am Volk vorbei, und nimm einige von den Ältesten Israels mit; nimm auch den Stab in die Hand, mit dem du auf den Nil geschlagen hast, und geh!

6 Dort drüben auf dem Felsen am Horeb werde ich vor dir stehen. Dann schlag an den Felsen! Es wird Wasser herauskommen, und das Volk kann trinken. Das tat Mose vor den Augen der Ältesten Israels. Exod. 17:3-6

Das Volk fordert seine Anführer heraus. Nicht nur mit seinem Zweifel am Sinn ihrer Reise, sondern auch mit seiner Not, dem Wassermangel.

Im Rückblick auf die Vorkommnisse der Wanderung durch die Wüste hat man sich diese Not-Geschichten sicher immer wieder erzählt und gedeutet. Dass Mose auf Befehl Gottes an den Felsen geschlagen hat und nicht aus Wut, Frustration und Enttäuschung deutete man sicher so, weil Wasser aus dem Felsen drang. Wenn ich mir vorstelle, unter welchem Druck Mose gestanden haben muss, so allein mit einer Horde wütender, schimpfender Leute, kann ich mir die Motivation, auf einen Felsen einzudreschen mit seinem «Stecken» sehr lebhaft vorstellen. Und erst ganz, ganz am Schluss käme ich auf die Idee, dass Gott ihm diesen Auftrag gegeben hat...

So stelle ich mir auch vor, wie wir in einigen Jahren von dieser Corona-Krisenzeit sprechen werden. Wir werden uns unsere Erlebnisse schildern und sie deuten.

Wenn alles gut läuft, werden auch die Entscheide unserer Regierung reflektiert und beurteilt werden. Es wird Dinge geben, die sie gut gemacht haben und andere, die weniger gut gelangen. Man wird Fehler entdecken und Dinge die richtig gemacht wurden. Die Qualität der behördlichen Zusammenarbeit wird bewertet und man wird lernen aus all den guten und weniger guten Entscheidungen.

Um Lehren aus einer Krise ziehen zu können, braucht es Abstand dazu. Die Krise muss vorbei und überstanden sein. Der Alltag muss wieder Einzug gehalten haben. Und bis diese Zeit gekommen ist, müssen wir all das Vorläufige, Unfertige aushalten. Damit dies gelingt, brauchen wir Geduld. Wie aber sollen wir solche Geduld aufbringen?

Ich habe mich von einem Video-Beitrag einer Kollegin inspirieren lassen, die zum Thema «Geduld» sprach¹. Sie beschreibt Geduld als Teil des Wesens der Liebe, als Qualität von Gott. Und wirbt dabei für Geduld mit sich selber, um gelassener mit sich selber zu werden. Schlussendlich weist sie darauf hin, dass Geduld mit Hoffnung verbunden ist. Und damit kann ich ganz viel anfangen:

- Ich kann hoffen, dass all das Unsichere sich einmal in Sicherheit verwandeln kann.
- Und ich hoffe darauf, dass alles Angefangene beendet werden kann und das Unfertige vollendet wird.
- Meine Hoffnung, dass Kranke wieder gesund werden muss ich nicht aufgeben
- Und ich darf mein Vertrauen stärken, dass diejenigen, die an diesem Virus sterben in Gott leben.

Pfrn. Christine Eichenberger
Kirchgemeinde Kandergrund-Kandersteg

¹ Pfrn. Olivia Raval "Wo Gott hocket – Geduld, aber sofort" <https://www.youtube.com/watch?v=XeQtNAh0de0>

Aufgehoben

Ich wünsche dir
Vertrauen in ihn,
der Zeit und Ewigkeit umfasst.

Himmelweit
sind seine Güte
und sein Gedächtnis.

Er vollendet
dein Anfangen,
dein Wesen
macht er ganz.

Deinen Namen schreibt er
ins Buch eines Lebens,
das währt über
Gestern und Morgen hinaus.

Gut aufgehoben
bist du
in seiner Hand.

© Tina Willms

Kanon für 3 Stimmen

1.
Ich will euch Zu - kunft und Hoff - nung

2.
ge - ben, spricht der Herr,

3.
Zu - kunft und Hoff - nung.

T: nach Jer 29,11 M: Arthur Eglin (1985) 1986